



INTERVIEW MIT DR. GALUSKA, TEIL 1

Gesellschaft in der Psycho-Krise

Das Thema Burn-out ist in aller Munde und psychische Erkrankungen wie Borderline-Syndrom oder Depressionen werden immer häufiger. Dr. Joachim Galuska, Initiator des Aufrufs »Zur psychosozialen Lage in Deutschland«, erläutert diesen Trend und seine Konsequenzen.

Interview: Dr. Dirk R. Glogau

ZUR PERSON

Dr. Joachim Galuska



Facharzt für Psychosomatische Medizin und für Psychiatrie und Psychotherapie, Geschäftsführer und Ärztlicher Direktor der Heiligenfeld Kliniken in Bad Kissingen. Herausgeber der Bücher: Die Kunst des Wirtschaftens (2010), Psychotherapie und Bewusstsein – Spirituelle und transpersonale Dimensionen der Psychotherapie (2005), Pioniere für einen neuen Geist in Beruf und Business (2004), Den Horizont erweitern – Die transpersonale Dimension in der Psychotherapie (2003). Mitbegründer und Mitherausgeber der Zeitschrift »Transpersonale Psychologie und Psychotherapie«. 21 leitende Ärzte und Wissenschaftler, darunter Dr. Joachim Galuska als Initiator, haben in einem Aufruf ihre persönliche tiefe Erschütterung über die psychosoziale Lage in Deutschland zum Ausdruck. Über 2800 Fachleute aus dem Bereich der Behandlung und der Begleitung psychosozialer und seelischer Probleme sowie Menschen aus allen gesellschaftlichen Bereichen unterstützen die Initiative bereits mit ihrer Unterschrift. Teil 2 dieses Interviews lesen Sie im DYF 4/2011.

Weitere Infos unter
www.psychosoziale-lage.de

Glogau: Burnout, Borderline-Syndrom, Depression aber auch Suchterkrankungen breiten sich – vertraut man einschlägigen Statistiken und Studien – in Deutschland stark aus. Wie ernst ist die Situation und wird sich der Trend fortsetzen?

Galuska: Betrachtet man die aktuellen Zahlen des statistischen Bundesamts und der Krankenkassen, dann ist die Situation sehr ernst. Meiner Meinung nach laufen wir auf eine große Katastrophe zu, die schlimmer sein wird als die Wirtschaftskrise.

Der gesamtwirtschaftliche Schaden dieser Entwicklungen ist schon jetzt durch Produktionsausfälle, medizinische Behandlungen, Krankengeld und Rentenzahlungen enorm. Im Gesundheitsreport der Barmer GEK vom Jahr 2009 wird der Anteil psychischer Erkrankungen an der Arbeitsunfähigkeit in Deutschland mit knapp 17 Prozent beziffert. Zudem sind sie die häufigste Ursache für frühzeitige Verrentungen: Bei Männern erfolgten im Jahr 2009 rund 32,1 Prozent aller Rentenneuzugänge auf Grund von psychischen Erkrankungen, bei Frauen waren es sogar 43,9 Prozent. Laut Zahlen des Statistischen Bundesamtes vom August 2010 stiegen die durch psychische Störungen verursachten Krankheitskosten im Jahr 2008 auf 28,7 Milliarden Euro. Im Vergleich zum Jahr 2002 eine Steigerung um rund 23 Prozent. Aber nicht nur die Kosten der Arbeitsunfähigkeiten oder Früh-

verrentungen müssen hier betrachtet werden, auch der Ausfall durch eine Produktivitätsminderung von erkrankten, aber noch nicht behandelten Arbeitnehmern muss einberechnet werden. Und der Negativtrend der psychosozialen Belastungen hat seinen Tiefpunkt noch lange nicht erreicht. Sie müssen sich ja nur mal die aktuellen Zahlen der Krankenkassen ansehen. Darin wird deutlich, dass die Anzahl an Menschen, die auf Grund von psychischen Erkrankungen arbeitsunfähig sind, seit Jahren kontinuierlich steigt. Betrachtet man die Anzahl der Psychologen, Psychotherapeuten und Psychiater und setzt sie in Relation zu den Erkrankungszahlen, dann wird deutlich, dass die Fachleute rund drei- bis fünfmal so viele Patienten behandeln müssten, um allen Betroffenen Hilfe bieten zu können. Somit ist eine angemessene medizinische und therapeutische Versorgung derzeit in Deutschland und auch weltweit nicht mehr möglich. Denn obwohl die Anzahl an psychosozialen medizinischen Versorgungsangeboten wächst, steigen die Betroffenenzahlen bereits seit Jahren schneller als die Zahl aller Fachkräfte.

Psychosoziale Erkrankungen sind allen Studien zufolge nach weiblich. Gibt es hier tatsächlich einen geschlechtsspezifischen Unterschied und wenn ja, an welchen Faktoren ist dieser festzumachen?

Die Tatsache, dass vor allem Frauen über psychische Erkrankungen klagen, hat eine ganz einfache Ursache: Frauen nehmen hier eine Art Vorreiterrolle ein, weil sie eher als Männer bereit dazu sind, sich eine Erkrankung einzugestehen. Frauen sind in der Regel sensibler und nehmen eher wahr, dass etwas nicht stimmt. Männer neigen immer noch dazu, die Erkrankung herunter zu spielen. Sätze wie »Stell dich nicht so an«, »Sei kein Weichei«, »Männer dürfen nicht weinen« legen schon in der Kindheit die vermeintlich wichtige Stärke fest. Männer somatisieren stärker, das heißt sie entwickeln beispielsweise unter Stress körperliche Beschwerden wie Rücken- oder Herzbeschwerden.

Frauen begeben sich häufiger in Psychotherapie, Männer leiden öfter an Suchterkrankungen und begehen deutlich häufiger Suizid oder werden gewalttätig. Weit verbreitete Erkrankungen des Muskel- und Skelettsystems, des Herzkreislauf-Systems oder auch der Atemwege können auch psychosomatische Ursachen haben. Wie groß ist die Dunkelziffer psychosozialer Erkrankungen und Probleme?

Wir gehen davon aus, dass circa 30 Prozent der Bevölkerung innerhalb eines Jahres an einer diagnostizierbaren psychischen

Störung leiden. Am häufigsten sind Depressionen, Angststörungen, psychosomatische Erkrankungen und Suchterkrankungen. Nur 50 Prozent derer werden wirklich erkannt oder behandelt. Die Dunkelziffer ist also relativ hoch.

Welche Ursachen stecken hinter dem förmlichen Boom psychosozialer Erkrankungen und Probleme?

Für die erhöhte Anzahl an psychosomatischen und psychischen Krankheiten gibt es unserer Meinung nach mehrere Ursachen. Zum einen nimmt die psychosoziale Belastung des Einzelnen stetig zu. Individueller und gesellschaftlicher Stress, wie Leistungsanforderungen, Informationsüberflutung, seelische Verletzungen, berufliche und persönliche Überforderungen und Konsumverführungen führen zu einer Überforderung des Einzelnen. Zum anderen reduzieren sich die sozialen Beziehungen der Menschen sowohl in qualitativer als auch quantitativer Art auf ein Minimum.

Die geforderte berufliche Mobilität und der Versuch, die Einsamkeit durch virtuelle Beziehungen zu kompensieren, erschweren den Aufbau tragfähiger sozialer Beziehungen. Der Trend zur Individualisierung und der Wunsch nach Selbstverwirklichung sind heute sicher größer als zu früheren Zeiten, in denen die Familie der einzige Mittelpunkt des Lebens war. Dadurch vermindert sich die Fähigkeit sich zu binden, denn andere Menschen werden oft als hinderlich auf dem Weg zur Selbstverwirklichung empfunden. Es erfolgt also eine Befreiung von Bindungen, von der Prägung durch die Familie oder des Partners. So werden tiefe und langandauernde Beziehungen selten. Diese sind aber notwendig, um uns in Krisenzeiten zu stabilisieren. Der Mensch ist ein Gesellschaftswesen.

Die Folge daraus ist, dass bei vielen Menschen die eigene Kompetenz, ihr Leben zu gestalten, psychosoziale Problemlagen zu lösen und erfüllende soziale Beziehungen einzugehen, den Anforderungen und Herausforderungen dieser gesellschaftlichen Entwicklungen nicht gewachsen ist. Viele fühlen sich zunehmend überfordert und gestresst. Sicherlich ist es aber auch ein Grund, dass sich die gesellschaftliche Akzeptanz psychischer Erkrankungen in den letzten Jahren verbessert hat. Die Menschen trauen sich heute eher zuzugeben, dass sie Schwierigkeiten haben und überfordert sind.

Die erhöhten Zahlen an Menschen, die auf Grund psychischer Probleme als arbeitsunfähig krankgeschrieben sind, haben ja auch etwas damit zu tun, dass die Ärzte sie öfter diagnostizieren und die Kassen psychische Erkrankungen ernst nehmen und den Erkrankten die Möglichkeit zur Behandlung eher bieten als früher.